



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Joseph Joachim der Bauerndichter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hermann Grimm vollkommen überzeugend aus dem Handbuch des christlichen Ritters von Erasmus abgeleitet hatte. Springer schließt sich dieser Deutung jetzt an, während er früher mehr im allgemeinen an die damals gebräuchlichen Totentanzbilder erinnert hatte. Was Dürer hier vorgeschwebt hat, ist gewissermaßen eine Umkehrung der Totentanzidee. Nicht die Macht des Todes über den Menschen soll geschildert werden, sondern die Macht des Menschen über Tod und Teufel und Welt, die der christliche Glaube verleiht.

(Schluß folgt)



Joseph Joachim der Bauerndichter



Die deutsche Dorfgeschichte, die in unserm Jahrhundert so reiche Pflege und so hohe Ausbildung erfahren hat, ist ursprünglich das Werk der Bildung. Berthold Auerbach war kein Bauer, er kam auf Umwegen, nachdem er schon seinen Spinoza in sich aufgenommen hatte, zur Dorfgeschichte. Er erfaßte in ihr zunächst den Gegensatz von Stadt und Land. Auch Jeremias Gotthelf, Anzengruber und Rosegger waren sämtlich keine Bauern. Gotthelf war ein gelehrter Pfarrer, Anzengruber ein erfolgloser Schauspieler und sehr seßhafter Städter. Rosegger stammt allerdings aus dem Bauernhause, aber er war seines Zeichens ein Schneiderlein, ehe er in die Stadt kam und zu studiren anfing, und jetzt ist er Schriftsteller, ja sogar Redakteur; sein Verhältnis zum Bauernvolk ist ein wesentlich ästhetisches. Und die andern Dorfgeschichtschreiber: Joseph Rant, Hermann von Schmidt, Maximilian Schmidt, Ludwig Ganghofer und wie sie alle heißen, sind sämtlich keine Bauern, sondern lauter „studirte Herren,“ die sich, von außen kommend, ins Bauerntum eingelebt und daraus soviel poetisches Kapital geschlagen haben, als sie konnten. Der Schöpfer der schönsten Dorfgeschichte, „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, war Staatschreiber von Zürich, und die Dichterin der Dorf- und Schloßgeschichten, Marie Ebner stammt aus einer alten Gutsbesitzerfamilie, von den Grafen Dubsky auf Zdislavie in Mähren. Kurz, wo man hinsieht im ganzen Bereich der Dorfgeschichtenpoesie, tritt uns kein Bauer als Dorfgeschichtschreiber entgegen (auch in der ausländischen Litteratur nicht: Björnson, Turgenjew waren keine Bauern und haben doch die berühmtesten Dorfgeschichten geschrieben). Dichter, zumal Liederdichter, sind allerdings auch in unserm Jahrhundert aus dem Bauernstand aufgetreten, aber keine Sittenmaler des Dorfes. Und das läßt sich recht wohl erklären. Wer das Dorf als Dorf, den Bauer als Bauer

erfassen will, der muß mehr Leute und andre Stände als die Bauern kennen, der muß aus dem engen Dorfe hinaus in die weite Welt gekommen sein. Wer sich einmal so objektiv zum Bauerntum gestellt hat, daß er es in seiner Beschränktheit erfaßt hat, der ist innerlich kein Bauer mehr und wird zu dem harten und schweren Berufe und in die empfindliche Enge des Bauernlebens nicht mehr zurückkehren können. Ergänzt doch der Bauernstand, wenn er es einmal zu einiger Wohlhabenheit gebracht hat, seit den ältesten Zeiten die vornehmern Stände des Klerus und der Staatsbeamten, ist doch sein Ehrgeiz geradezu eine seiner typischen Eigenschaften.

Wenn wir nun in der neuesten Litteratur auf einen Mann stoßen, der sich als ein Ebenbürtiger an die Seite der Besten stellen darf, die je Dorfgeschichten geschrieben haben, an die Seite Gotthelfs, Anzengrubers und Roseggers, und der dabei in voller Wirklichkeit ein Bauer geblieben ist, ein Mann, der den Pflug nicht aus der Hand gestellt hat, auch nachdem er kunstvoll mit der Feder hatte schaffen lernen, so dürfen wir billig über den seltsamen Bauer verwundert sein, und es ist wohl gerechtfertigt, wenn wir ihn uns etwas näher betrachten. Joseph Joachim heißt dieser seltne Bauersmann, von dem im vorigen Jahre in rascher Folge mehrere Bücher*) erschienen sind, darunter eines („Die Brüder“), das ganz besondere Aufmerksamkeit verdient.

Zu Hause ist Joachim in der Schweiz, und da im Kürschnerischen Allweltskalender nicht einmal sein Name angeführt ist, so geben wir einige biographische Mitteilungen über ihn. Er wurde als das jüngste von sechs Geschwistern in Kestenholz, einem freundlichen Bauerdorfe des solothurnischen Buchsgaus, am 4. April 1835 geboren. „In der Anfangsschule — schreibt er selbst — verriet der an einem Augenübel leidende Knabe nur wenig Talent; desto rascher und kräftiger begann er sich in der damals noch sehr primitiv gestalteten Sekundärschule (Neuendorf), die gleichzeitig auch von dem nachmaligen Lehrer und Volksdichter Bernhard Wyß, dem frühverstorbenen Maler B. Studer und andern wohlbegabten Knaben besucht wurde, zu entwickeln. Allzugerne wäre der wissensdurstige Knabe »studiren gegangen,« allein das eben wollte sein Vater, ein eingefleischter und jedem »Herrntum« abholder Bauersmann, nicht zugeben. Nachdem ihm noch gestattet worden, ein Jährchen »Welschland« zu genießen, wurden dem angehenden Jünglinge, anstatt der Feder und des Schulbuches, Hacke, Dreschflegel und Pflugsterze in die Hand gegeben, und ihm die Aufgabe gestellt, als angehender Landwirt gegen die anbrechenden schlechten Zeiten anzukämpfen. Er verbauerte vollständig,

*) Bonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Kultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von Joseph Joachim. Basel, Schwabe, 1889. — Erzlungene Sachen, Novelle. Ebenda, 1890. — Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. 2 Bde. Ebenda, 1891. — Fünzig Jahre auf dem Erlenhofe. Erzählung. Ebenda, 1891.

kaum daß er sich in den Feierstunden mit dem Lesen belletristischer Schriften belehren und unterhalten und gelegentlich für Fachzeitungen kleine Abhandlungen über land- und volkswirtschaftliche Zeitfragen schreiben konnte. Da wollte es der sonderbare Zufall, daß der bereits in den vierziger Jahren stehende Bauersmann bei der Redaktion eines politischen Blattes beteiligt wurde, und geärgert durch die gewöhnlich sehr geringwertige Kost, die den Lesern in den Feuilletons unsrer Presse geboten wurde, begann er (1881) seine erste Bauerngeschichte (Ein Erntetag) zu schreiben, und aufgemuntert durch den Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, unter dem Titel »Aus Berg und Thal« eine Reihe anderer, zumeist im Dialekt gehaltner, kleiner Volks-erzählungen folgen zu lassen. Hierauf versuchte er sich auch — alles ohne je die Pflugsterze völlig aus der Hand zu legen — in großen Erzählungen, Bauernromanen, vaterländischen Dramen“ u. s. w.

Die Herbeith, mit der Joachim jetzt noch, in seinem Alter, von dem Zwange berichtet, der ihn, den lernbegierigen Knaben, gegen seinen Willen ins Bauerntum zurückwarf, ist charakteristisch für den ganzen Mann. Denn wenn man seine poetischen Werke überblickt (soweit wir sie in den angeführten Büchern haben kennen lernen) so sieht man, daß es vor allem andern die geistige und gemüthliche Enge, die Beschränktheit des Bauernvolkes ist, die ihm am meisten zu schaffen macht und gegen die sich seine satirische Muse am nachdrücklichsten richtet. Er hat unter der spezifisch bäurischen Beschränktheit wohl sehr viel gelitten. Er mutet uns wie ein Gefangener an, der sich über den Mangel an körperlicher Freiheit dadurch hinwegtäuscht, daß er die Mauern selbst, die ihn umschließen, zum Gegenstande des Studiums macht und sich so eine Beschäftigung schafft, die ihn innerlich befreit. War Joachim durch sein Schicksal an die Scholle gebunden, so hat er auf diese Scholle selbst so eindringlich seinen Blick gerichtet, daß sie ihm dabei zerstob, so wie nach dem Märchen der Tod überwunden wird, wenn man ihm nur fest ins Auge sieht. Joachim hat seinem engen Dorfe einen Wert abgerungen, den es einem gleich leidenschaftlichen, aber nicht dichterisch begabten Menschen niemals offenbart hätte. Und daß man diesen Kampf gegen die Enge des Dorfes und seiner Bewohner als einen aus der Tiefe dieser dichterischen Persönlichkeit quellenden empfindet, das ist der eigentümlichste Charakterzug an Joseph Joachim. Er zieht sich durch alle seine Dichtungen hindurch; die bäurische Beschränktheit wird in allen ihren Erscheinungsformen aufgedeckt, angegriffen, gezeißelt, lächerlich gemacht. Es offenbart sich darin ein freier Geist, ein nach großherziger und klassischer Humanität strebender Sinn. Wer ihm dieses bessere Ideal vom Menschendasein mitgeteilt hat, das sagt er nicht. Er hat es wohl durch Lesen großer Dichter kennen lernen. Er brauchte ja nur seine wirkliche Umgebung mit dem zu vergleichen, was er, allein mit seinen Büchern, von den Städten draußen erfuhr, um zur

Erkenntnis des Rechten zu gelangen. Aber er hatte auch in seiner eignen Brust einen Quell von rechter Weisheit und brauchte nicht viel von den andern zu lernen. Man merkt es seinen Dichtungen an, daß ihm die Poesie eingeboren ist, und daß er in ihr sein wahres Lebensglück, seinen rechten Trost und seine Zuflucht gefunden hat, die ihn über die Schranken seines Daseins hinaus hob.

In seinem Hauptwerke „Die Brüder“ schildert uns Joachim (übrigens etwas romantisch) einen einsamen Mann, der weit und breit bei der im kindischen Aberglauben verharrenden Bauernschaft als ein Hexenmeister verschrien und gefürchtet ist. Sylvan, der Unchrist, hat kaum zwei Menschen, mit denen er verkehrt, und auch diese sind nicht geeignet, sein Herz auszufüllen, ihn zu traulicher Mitteilung dessen, was in ihm vorgeht, zu veranlassen. Aber Sylvan hat auch kein Bedürfnis darnach, er erträgt vierzig Jahre die Einsamkeit auf seinem gemiednen Hofe. Sein Gemüt wird durch den Genuß der schönen Natur, durch die gedankenvolle Betrachtung des erhabnen Sternenhimmels befriedigt, und den Überschuß an gegenstandsloser Liebe, die sein Herz erfüllt, überträgt er auf die Tiere. Er liebt sie und behandelt sie wie minder vernünftige Menschen. Er vertieft sich in ihr geheimnisvolles Seelenleben, er versteht ihre Sprache, wie er den Gesang der Vögel und das Rauschen des Waldes versteht, und sie gehorchen ihm aufs Wort. Ohne es zu wissen und zu wollen, ist der Mann ein Dichter. Einen solchen Mann zu erfinden und zu zeichnen vermochte aber auch nur ein rechter Dichter, der in ihm zugleich einen Teil seines eignen Wesens darstellte. Die Einsamkeit, in der Joachim im Grunde seiner Seele lebte, machte ihm die Natur verständlich, in ihr fand er sich, fand er Trost und Stärkung, fand er die Religion wieder, die ihm in den Formen eines zelotischen Katholizismus verleidet war. In einer andern Gestalt seiner Volksgeschichte, in der des Schulmeisters Barthel, verrät Joachim das andre Mittel, das ihm zur Freiheit über die Enge des Bauerngeistes verholten hat. Der kleine, schon geschwächte alte Mann ist der Humorist des Dorfes Mattweil. Er ist der verkörperte Widerspruchsgeist, dem nichts recht ist, der an allem etwas zu tadeln hat, den Tadel aber immer so witzig ausspricht, daß ihm die Bauern trotz ihres Argers doch nicht gram sein können. Dieser alte Schulmeister ist einer von den ernsthaften Spaßmachern. Er ist ein Todfeind der Pfaffen, und die Bauern, die ihn nicht verstehen, halten ihn darum für einen Kezer. Als sich aber einmal ein frivoles Stadtherrlein in seiner Gegenwart über die Religion als „einen überwundenen Standpunkt“ lustig macht, da gerät Barthel in einen solchen Eifer der Verteidigung, daß die Bauern ganz verdutzt dreinschauen. Barthels Humor ist eben echt, er ist nur der Ausdruck eines freien, unbefangnen Geistes, keines frivolen Spaßmachers, und darum eben ist er bezeichnend für Joachim, der sich in gleicher Weise zu den Bauern stellt. Nur ihre Dummheit, ihr Fanatismus, ihr Aberglaube, ihr Eigensinn, ihre blinde Wut und blinde Liebe,

ihr Argwohn und ihre Voreingenommenheit gegen alles, was neu ist, sind ihm widerwärtig, und dagegen richtet sich die Tendenz seiner Geschichten.

Denn ein Tendenzdichter in der Art des Jeremias Gotthelf ist auch Joseph Joachim. Er schreibt, um zu bessern. Er hält seinen Bauern einen Spiegel vor, damit ihnen ihre Fehler recht sichtbar und erkennbar werden. Unter diesem Streben leidet sogar oft sein Humor, von dem er doch sonst goldne Proben giebt. Er wird in seinem Eifer leicht bitter. Daß er trotz dieser moralisirenden Neigung doch das Spiel der menschlichen Leidenschaften frei und unbefangen darstellt, das ist es, was seine Bedeutung als Dichter ausmacht. Man kann ihm kaum irgendwo nachweisen, daß er der Tendenz zuliebe die Natur und Wahrheit der Charaktere verletzt hätte. Er sieht das menschliche Leben von einer solchen Höhe an, daß er allen Parteien menschlich gerecht werden kann. Man hat das vollkommene Gefühl der Lebenswahrheit seiner Gestalten und eine echt poetische Lust an ihrer kräftigen und folgerichtigen Durchführung. Diese künstlerische Seite offenbart am schönsten die Volksgeschichte „Die Brüder,“ sie tritt auch sonst zu Tage, doch nirgends so klar und warm wie hier.

In den „Brüdern“ hat Joseph Joachim ein Volksbuch geschaffen, das wohl zu den besten Werken gehört, die in dieser Art vorhanden sind. Sein Horizont ist hier der weiteste, die Fülle der Figuren, Motive und Gedanken scheint unererschöpflich, die Kraft der Gestaltung scheint nie zu erlahmen, das Ganze, wenn manchmal auch durch ein zuviel des Guten, eine übrigens echt epische Ausführlichkeit ermüdend wirkt, ist doch ein Werk aus einem Guß, und der Mann, der diese reiche Welt vor unsern Augen entfaltet, scheint sie von dem Gipfel eines hohen Berges ruhig und doch mit mächtiger, inniger Erregung und Teilnahme zu überschauen. Wir kennen keinen Volksdichter, der ein so reiches Gedicht geschaffen hätte; es mutet uns wie ein modernes Epos an. Wir wissen wohl, wie viel Lob wir mit diesen Worten auf das Haupt des noch wenig oder gar nicht bekannten Mannes häufen, aber man bedenke, daß Joachim in den „Brüdern“ ein Abbild des gesamten schweizerischen Volkslebens in seinen Höhen und Tiefen geschaffen hat. Wir sehen hinein in das sogenannte freie politische Leben des republikanischen Volkes; wir sehen es bei der Politik, am Konferenztisch, bei den alle Leidenschaften entfesselnden politischen Wahlen; wir sehen es in Handel und Wandel, am Wirtstisch und auf dem Jahrmart, in der Kirche und vor der Kirche, auf dem Tanzboden und in der Familie. Wir sehen es mit an, wie in ein altes, weltabgelegenes Dorf die neue Zeit mit ihren Eisenbahnen und Fabriken, mit ihren Aktien und verführerisch hohen Prozenten einzieht, aus dem ackerbauenden Dorfe einen Fabrikort macht und damit das ganze Dorf für eine Weile auf den Kopf stellt. Wir blicken in die Gemeinderatssitzung hinein, wo Leute, die weder lesen noch schreiben können, über Schulangelegenheiten beraten. Der

Kampf des Ultramontanismus gegen die freieren Geister entfesselt sich vor uns in seiner ganzen Heftigkeit und Leidenschaft. Dorf und Stadt, alte Überlieferung und modernstes Strebertum, Einfach und Raffinirtheit stehen sich gegenüber — das alles bietet der reiche Inhalt dieser Volksgeschichte, die uns bis auf die letzte Zeile nicht losläßt und mit ungewöhnlichem künstlerischem Sinn komponirt ist. Denn sie zerfällt in zwei an Umfang und Tonart grundverschiedene Teile. Der erste, der die Geschichte des leidenschaftlicheren und thatkräftigen Bruders giebt, ist ebenso reich bewegt, gleichsam übersprudelnd, wie der zweite, der die Geschichte des beschaulichen und philosophischen Bruders enthält, still und idyllisch dahinfließt, die Vergangenheit vom Standpunkte eines beruhigten und geklärten Weisen überschaut. Nachzuerzählen ist die Geschichte nicht, wir wollen nur kurz berichten, um was es sich darin handelt.

Die beiden Brüder Peter und Sylvan Krüger sind ungleich an Begabung und Temperament. Sylvan hat Lust am Studiren und soll nach rechter bäurischer Sitte „geistlich“ werden. Die fromme Mutter freut sich schon auf den zukünftigen Pfarrherrn, der aus ihrem Blut entsprossen ist. Aber er gewinnt auf der Universität eine besondere Neigung für die Naturwissenschaft und will lieber Arzt werden. Der gute ehrwürdige Pfarrer von Mattweiler ist selbst ein eifriger Botaniker, hat seine eignen Gedanken über den Stand des katholischen Geistlichen und unterstützt das Gesuch Sylvans bei dessen Eltern; denn diese haben als rechte Bauern nicht das geringste Interesse und Verständnis für ein Studium, das einem andern Berufe als dem des Gottesmannes gewidmet sein soll. Sie geben also nach, aber im Grunde hat Sylvan durch sein Abschwenken zur Medizin die Bande, die ihn an die Eltern knüpfen, zerrissen. Sie unterstützen ihn nicht mehr mit Geld, und als er gar wegen eines unglücklichen Duells zu ihnen flüchtet, jagen sie ihn ganz fort. In diesem Streit zwischen Eltern und Sohn nimmt Peter, der Bruder, eine kühle Haltung ein. Er ist ein echter Bauernsohn, er versteht seinen Bruder gar nicht, und als ihm nach Bauernsitte das ganze nicht geringe Erbe seiner Eltern zufällt, da nimmt er es auch an; mehr Gedankenlosigkeit als wirklich übler Wille bringt ihn so zu seinem Bruder in ein schiefes Verhältnis. Peter bleibt also im Dorfe, übernimmt die Wirtschaft, und allmählig treten auch seine guten und tüchtigen Geistesgaben und Willenskräfte zu Tage. Er hat das Glück, eine kluge und arbeitsfrohe Frau zu finden, die freilich nach bäurischen Begriffen unter dem Stande ihres Mannes ist, da sie kein Vermögen hat, und mit dieser Frau haust Peter, der Leuenvirt, wie er nach dem Schilde seines Wirtschaftes genannt wird, viele Jahre in Eintracht, Zufriedenheit und steigendem Wohlstand. Ohne sein Bemühen fallen ihm die höchsten Würden der Dorfgemeinschaft zu, und zu der Zeit, wo wir ihn kennen lernen, ist er Bürgermeister oder „Ammann“, nach der ortsüblichen Bezeichnung und die Seele der Gemeinde. Er ist ihr Ratgeber und sehr oft, im Stillen

und öffentlich, ihr Geldgeber. Sein Wirtshaus ist der Mittelpunkt des Mattweiler Volkslebens, hier kommt man bei allen wichtigen und unwichtigen Anlässen zusammen, und der stattliche Mann, kurzweg der Leu genannt, mit seinem gesunden Verstande, seiner unerschütterlichen Redlichkeit und seiner trefflichen Frau, wird widerspruchslös geehrt und geschätzt. Er hat auch das Glück, zwei Söhne und eine Tochter zu besitzen, und hier setzt nun das Schicksal ein, um eine schöne Menschenexistenz zu Falle zu bringen. Seine Söhne sind ebenso ungleich geraten wie seines Vaters Söhne. Der eine, Fritz, studirt, der andre, Adolf, ist und bleibt ein Bauer. Der studirende Sohn thut nicht gut, wird von der Universität relegirt und muß nun zu Hause beschäftigt werden. Zum Bauer ist er verdorben; was also mit ihm anfangen? Da bietet sich eine Gelegenheit, ihm zu einem Berufe zu verhelfen. Ein reicher Herrscher und Spekulant kommt ins Dorf mit dem Plane, mit Hilfe des vorhandenen guten Wassergefälls und billiger Arbeitskräfte eine Papierfabrik zu errichten. Natürlich setzt er sich mit dem reichen, angesehenen Ammann, dem Leuenwirt, in Verbindung. Dieser denkt, eine Fabrik könne dem armen Dorfe nicht schaden, und setzt bei den widerhaarigen, zäh konservativen Mitgliedern des Dorfgemeinderats die Bewilligung zum Bau der Fabrik durch. Er selbst beteiligt sich an dem Unternehmen, unterstützt es mit seinem Kapital und hofft so den Sohn, der vom Studium weggerissen worden ist, gut zu versorgen. Nachdem aber einmal das Dorf in den Gesichtskreis der spekulativen Geschäftswelt gerückt worden ist, kommen neue Unternehmer. Als vor vielen Jahren die große Eisenbahn gebaut wurde, da hatten sich die Mattweiler und das ganze Thal dagegen gewehrt, daß die Bahn an ihren Gehöften vorbeigeführt würde. Jetzt macht sich diese Dummheit doch fühlbar, und als sich nun ein Konsortium meldet, das eine Zweigbahn durch das Thal führen will, hält es der Leuenwirt für geboten, auch dieses Unternehmen zu unterstützen, trotz des erneuten Widerspruchs der Bauernschaft, und kauft selbst einen schönen Teil der Aktien. Der Plan hat leider nur den einen Fehler, daß diese Zweigbahn eine Saalbahn ist. Immerhin ist des Leuenwirts Handlung sehr löblich, und allmählich dringt sein guter Ruf in die Weite. In den Kreisen der Regierung denkt man seiner und beruft ihn auf die ehrenvollste Weise in den Großrat. Von diesem Gipfel seines Lebensglücks führt nun aber die Geschichte abwärts. Peters treffliche Frau, sein guter Engel, stirbt, und mit ihr die Hälfte seiner Kraft. Die Tochter und der relegirte Sohn bewähren sich nicht; die Tochter hat eine garstige Liebelei mit dem Sohne des reichen Wollfack, der die Papierfabrik gegründet hat; dieser junge Siegfried Wollfack ist ein Lump, versteht nichts von der Papierfabrikation, so wenig wie der Sohn des Leuenwirts, der zugleich mit ihm Direktor der Fabrik ist. Das schöne Geld ist verloren; die Tochter Babette, die Siegfried hat heiraten müssen, stirbt im Kindbett. So von allen Seiten enttäuscht, ausgebeutet und

betrogen, wird Peter der Leu nun das Opfer der politischen Leidenschaft, in die ihn seine Stellung hineinreißt. Der alte, ehrwürdige Pfarrer aus seiner Jugendzeit hat sich endlich in den wohlverdienten Ruhestand, ins städtische Chorherrenstift zurückgezogen. An seine Stelle tritt ein zelotischer Pfaff, mit dem man es nirgends ausgehalten hat, ein finstrier Gefelle, der von der Regierung nur deswegen nach Mattweil gesetzt worden ist, weil man gehofft hatte, gegen den prächtigen That- und Kraftmenschen Peter werde dieser Pfaffe nicht aufkommen. Und nun zeigt uns die Erzählung mit außerordentlicher Klarheit, wie gegen den Kleinkrieg des Pfaffentums auch die besten Kräfte des Volks nicht aufkommen, wie dieser elende Kampf eines beschränkten, stierköpfigen Priesters auch die besten Männer zerreißt, wie er alles vernichtet, den öffentlichen und den häuslichen Frieden, wie er in der nutzlosesten Weise die Bürgerschaft aufhebt und verwirrt und das Volk zu Grunde richtet. Nicht an der Papierfabrik, nicht an der Eisenbahn, nicht an dem betrügerischen Schwiegersohne geht der Leuwirt unter, sondern an der politischen Leidenschaft, in die ihn die pfäffischen Umtriebe hinein geheßt haben. Er ist ein wahrhaft frommer Mann, ein guter Christ gewesen, aber der Pfaffe hat ihm die Kirche derart verleidet, daß er nicht einmal mehr für seine geliebte tote Frau eine Messe lesen lassen will.

Die Kraft und Klarheit, mit der Joachim, aus dem Vollen seiner Erfahrungen schöpfend, dieses erschütternde Schicksal gestaltet, verdient aufrichtige Bewunderung. Die Ironie, daß der Mann, der seinem Bruder zürnte, weil er nicht Pfaff werden wollte, selbst am Pfaffentum zerschellt, spät am Abend seines Lebens, dieser Grundgedanke der Erzählung wirkt wahrhaft tragisch. Hierin trifft Joachim mit Anzengruber zusammen, von dem er sich im übrigen durch seinen minder reichlichen Humor unterscheidet; dem Wiener Dramatiker kam eben das heitere Wiener Naturell mit seiner sinnlichen Lebensfreudigkeit doch sehr zu Statten. Joachim ist kein radikaler Gegner der Kirche, er ist keiner jener Aufklärer, die von Religion überhaupt nichts wissen wollen, er erkennt rückhaltlos ihre Bedeutung an. Aber er hat geläuterte Begriffe von der Religion, sein Christentum fühlt sich empört bei dem Anblick des Treibens der Hezkapläne, und darum weist er nach, was für Unheil sie anrichten.

Der Darstellung seiner reineren Anschauung von dem Wesen der Religion ist der zweite Teil der „Brüder“ gewidmet, von dem wir nur sagen wollen, daß er den zweiten Sohn des Leuwirts in den Mittelpunkt der Geschichte stellt. Adolph trifft mit Sylvan zusammen, der ein romantisches Einsiedlerleben führt, und schließlich kommt es zu einer Versöhnung der alt gewordenen Brüder und zu einer Wiederaufrichtung des Ansehens der vom Schicksal so hart mitgenommenen Leuwirtfamilie. Wir hören zum Schlusse, daß Adolph Bürgermeister von Mattweil, wie sein Vater, wird, nachdem sich die kurze Herrschaft der „schwarzen“ Partei als unfähig und heillos erwiesen hat.

So bedeutend wie diese Volksgeschichte sind die andern Erzählungen Joachims nicht; man schreibt nicht oft solche Universalgeschichten. Immerhin verdienen sie als gute und anziehende Erzählungen Beachtung. Der Charakter des Dichters bleibt sich überall treu: Bekämpfung bäuerlicher Engherzigkeit; herbe Lebensanschauung, gemildert durch eine unverfälschte Menschenliebe und durch einen zuweilen (leider nur zuweilen) goldig aufblitzenden Humor; vertraute Kenntnis des Bauernvolks in Geist und Beruf; Liebe zur Natur; eine auffallend ruhige sachliche Darstellung, die Haltung und Sprache eines Mannes, der über den Dingen steht, weiß, was er will, und konkret denkt, ein echter Künstler, wenn auch mitunter etwas zu kühl und zu überlegen. Joachim ist herb, aber beileibe kein Pessimist; er ist künstlerisch ein Realist, er verschönert das Bauernvolk nicht um ein Titelschen, er vermeidet alle Sentimentalität, aber er entläßt seinen Leser auch nicht verstimmt, sein Realismus ist keine modische Wahrmalerei. Er hat auch romantische Neigungen, und merkwürdig ist es, wie er die Romantik des zigeunernden Wanderlebens einer zur Zeit schon ausgestorbenen Menschengattung mit der Ruhe und Sorgfalt des kleimalerischen Realisten darzustellen vermag. Diese Mischung von Nüchternheit und Phantasie bietet namentlich die Erzählung „Lonny die Heimatlose“.

Der Leser kennt die Szene in Gottfried Kellers Dorfgeschichte, wo Sali und Broni bei Mondscheinbeleuchtung inmitten des vagirenden Volkes ihr Hochzeitsfest feiern, und einer der vagirenden Geiger ihnen dazu aufspielt. Dieses Volk von Hausirern, diese schweizerischen Zigeuner, schildert Joachim auf Grund genauer Kenntnisse in der „Lonny.“ Was man dem Stoffe nur abgewinnen kann, hat er ihm abgewonnen, ohne sich von dem Stil einer historischen Charakteristik zu entfernen und ohne der Versuchung zu erliegen, Phantasten phantastisch zu schildern. Mit seinem dichterischen Streben nach Gerechtigkeit weist er auch die guten Seiten des Zigeunervolkes nach. Mit dem Hass gegen alle Sesshaftigkeit ist nicht alles sittliche Gefühl bei ihnen untergraben. So gut wie der Bauer an seiner Familienüberlieferung festhält, so gut pflegen auch die Heimatlosen ihre Tradition. Joachim führt uns Typen der verschiedensten Art vor, in der Gestalt der Großmutter ein Prachtexemplar einer durchtriebenen alten Heze, dem es nicht an Humor fehlt. Dieses Weib versteht sich noch meisterlich aufs Wahrsagen und Betteln; die jüngere Generation verliert dieses Talent und fällt der alles gleichmachenden Polizei in die Hände. Denkt man an den humoristischen Schulmeister Barthel in den „Brüdern,“ an die Ausfälle Sylwans des Unchristen gegen die Allmacht des Staates, an seinen Spott über die Bureaucratie, dann erkennt man die Brücke, die von Joachim zu dem außer dem Gesetze stehenden Vagantenvolke führt; man begreift, wie es einen Mann, der sich im Geiste hoch über die ihn einengenden Schranken erhebt, dichterisch interessieren konnte, eine Geschichte der Heimatlosen zu schreiben; ihn, den nicht ganz freiwillig sesshaften, reizte es, sich in das

Gemüt der ruhelos wandernden zu vertiefen. Joachim hat sich wohl auch auf litterarischem Wege mit ihnen bekannt gemacht, denn die Sprache seiner Erzählung ist reichlich durchsetzt mit Ausdrücken aus der Zigeunersprache. Die einfache Handlung ist geschickt erfunden und dient dazu, das Wandervolk und die Bauern recht kräftig einander gegenüberzustellen.

Lonny, die Heimatlose, liebt einen jungen Bauernsohn aus guter Familie. Die Liebe entfremdet sie ihren Stammesgenossen, ohne sie den Bauern zu nähern. Die Verbindung zwischen einer Vagantin und einem Bauernsohn erscheint als die bare Unmöglichkeit, als eine Tollheit. Und dennoch heiraten sie sich nach allerlei Hindernissen. Natürlich ist das ganze Dorf empört darüber; in der Gemeinderatsitzung, die sarkastisch geschildert wird, kommt der Skandal zur Sprache. Die Geschichte verläuft traurig, ihr Abschluß fällt aber mit der endgiltigen Unterdrückung und Seßbarmachung des Wandervolks zusammen.

Die dritte der größeren Erzählungen Joachims: „Fünzig Jahre auf dem Erlenhose“ ist sehr hübsch erfunden, reich an idyllisch schönen Einzelheiten und kräftig gezeichneten sympathischen und unsympathischen Figuren. Das Thema ist: Der Bauer ist unverbesserlich. Er hat eine wahre Leidenschaft nach reichem Besitz und wehrt sich mit aller Gewalt und Rücksichtslosigkeit dagegen, den Besitz zu teilen. Eine arme Frau darf ein Großbauernsohn nicht heimführen, wenn er sich nicht mit der Familie verfeinden will. Wenn aber die arme Bäuerin selbst einmal reich geworden ist, dann macht sie es gerade so wie die, die ihr den Zutritt zum Reichthum verwehrt haben; Bauer bleibt Bauer, das Spiel wiederholt sich in jeder Generation von neuem. Die Erlenhofsbäuerin ist ein Prachtweib, etwas herrisch, aber auch thatkräftig und verständig. Sie hat sich ihren Mann mit Noth erkämpft, denn er war von seinem Vater, einem gewaltig eigensinnigen, übrigens aber guten Manne zur Ehelosigkeit bestimmt; der große Besitz sollte nach altem Brauch und Herkommen dem jüngern Bruder ungeteilt zukommen. Joseph wollte aber von seiner Rätthe nicht lassen, sie heirateten, und der rasende Vater warf seinem Sohne einen Knochen hin, indem er ihm den unfruchtbaren Erlenhof zuwies. Mit unermüdlichem Fleiße haben es die zwei Leute dahingebracht, daß ihr Erlenhof einträglich geworden ist. Die Rätthe überlebt Mann und Sohn und Schwiegertochter. Als Achtzigjährige leitet sie, gelähmt, von dem hochlehni gen Sorgenstuhle aus die Wirt schaft. Inzwischen hat sich auch der Haß, der zwischen den Familien der Brüder entstanden war, verflüchtigt; alles geht gut, bis der Enkel eine schöne Waise, der nichts als der Reichthum mangelt, heiraten will; da wird die alte Erlenhofsbäuerin eigensinnig. Aber schließlich nimmt sie doch, in der Erinnerung an ihre eigne Jugend, Vernunft an, und die Geschichte schließt glücklich. In dieser Erzählung fesseln namentlich die schönen Einzelheiten und Episodenfiguren, die Joachim mit liebevoller Feinheit und Anmut gezeichnet hat. Große

Kraft offenbart der Erzähler gleich in den ersten, leidenschaftlich bewegten Kapiteln, und wie Nuzengruber, nimmt er gern Partei für die Stiefkinder des Geistes, die er liebevoll verklärt, wie z. B. den alten Götti, den unverheirateten Bruder des Walbhofbauern. Auch die Armut seiner Frauenbilder ist sehr bemerkenswert; eine stille Passionsblume wie die Schwiegertochter der Erlenhofbäurin zeichnet Joachim mit großer Innigkeit.



Die sozialdemokratische Presse.



Seit Neujahr lese ich regelmäßig zwei sozialdemokratische Zeitungen: den „Vorwärts“ und die „Magdeburger Volksstimme.“ Eine sehr unerquickliche Lektüre! Tag für Tag Bilder des grauen Elends, Äußerungen des verbissensten Klassenhasses und die Predigt der materialistischen Weltansicht, die freilich für die Leser aus dem Arbeiterstande durch einen falschen Optimismus einigermaßen genießbar gemacht wird, während sie den logischen Denker, der daran glaubt, nur in den Abgrund des allertraurigsten Pessimismus stürzen kann. Und keine tröstliche Zugabe aus dem Schatze des Wahren, Schönen und Guten, der in den religiösen, patriotischen und ästhetischen Erinnerungen unsers Volkes aufgespeichert liegt! Wie sind die Millionen zu bedauern, deren tägliche Geistesnahrung eine der 128 sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften bildet, die in Deutschland erscheinen! Die Proletarier unter sich, die Armut an äußern Gütern ohne Entschädigung durch Gemütsreichtum, das ist der Gipfel der Armut! Das scheußlichste Erzeugnis dieser Presse, den Kalender, der alle dem christlichen Deutschen heiligen Erinnerungen durch die an Reinsdorf und Genossen verdrängt und von den Monarchen nur die ermordeten erwähnt, kennen die Grenzbotenleser wohl schon aus verschiedenen Zeitungen.

Und doch, wie die Dinge nun einmal liegen, muß man die sozialdemokratische Presse noch als eine nützliche Einrichtung betrachten, denn sie enthüllt ein Elend, das auch ohne sie vorhanden sein, aber den obern Schichten unbekannt bleiben würde, und ermöglicht also die Kenntnis des Übels, den ersten Schritt zur Heilung. Auch im einzelnen „stiftet sie Nutzen. Sie bringt so manches zur Kenntnis der höhern Behörden, was diese weder aus amtlichen Berichten noch aus den übrigen Zeitungen erfahren können. Berichte wie die über verschiedene Versammlungen der Arbeitslosen in Magdeburg — die Zahl der dortigen Arbeitslosen wird von der „Magdeburgischen Zeitung“ auf 1700, von der „Volksstimme“ auf 8000 angegeben — sucht man in Blättern der bürger-